



Bernd Simon Solidarität in der Krise
Ulf Tranow Über Zumutungen und Grenzen
der Toleranz
Benjamin Risse „Man wird in gewisser Weise
geerdet...“ Erfahrungen eines Welcome-Mentors

Haya Ashahrour „Eine starke Frau werden“
Eine Stipendiatin über das Welcome-Programm
Valérie Groß Neues aus der DUS
Fünf Fragen an...
Gundula Gause



DEUTSCHES
STIFTUNGSZENTRUM

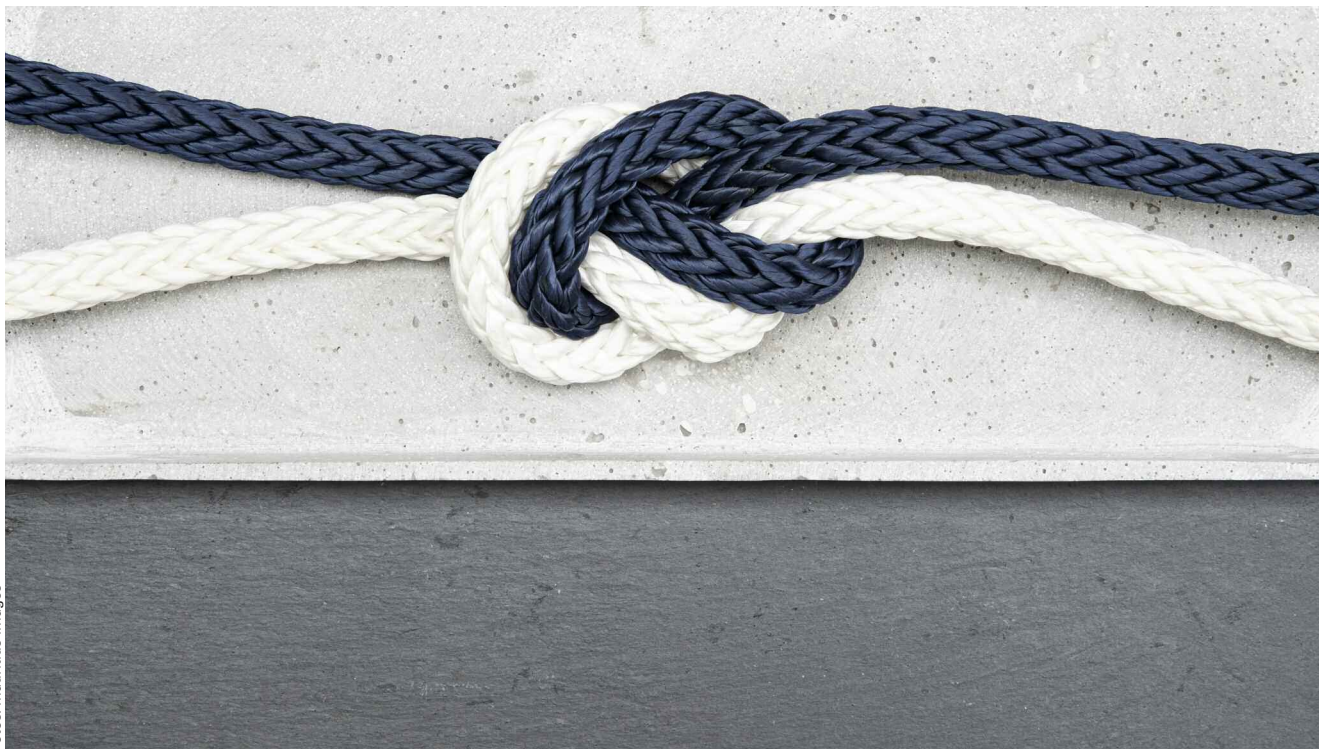
DIE STIFTUNGSEXPERTEN

Von der Gründungsberatung bis zum Management bereits bestehender Stiftungen: Mit mehr als 60 Jahren Erfahrung in der Betreuung von Stiftungen und einem breiten Spektrum an Expertenwissen verfügt das Deutsche Stiftungszentrum im Stifterverband (DSZ) über das notwendige Know-how, um Stiftungen in allen Bereichen effektiv zu unterstützen. Derzeit bauen über 670 rechtsfähige und nichtrechtsfähige Stiftungen mit einem Anlagevermögen von mehr als 3,3 Milliarden Euro auf den Service des DSZ. Unabhängige Beratung, maßgeschneiderte Stiftungskonzepte, ein professionelles Vermögens- und Stiftungsmanagement sowie ein weit gefächertes Netzwerk in die Stiftungs- und die Förderlandschaft verhelfen den stifterischen Zielen zu einer effizienten Umsetzung.

Möchten Sie weitere Informationen?

www.deutsches-stiftungszentrum.de . dsz-info@stifterverband.de

Essen . Berlin . Hamburg . München . Stuttgart



Nachrichten	4	„Man wird in gewisser Weise geerdet...“	14
<i>Studie: Chancengerechtigkeit in der Bildung hat sich verbessert</i>		<i>Ein Welcome-Mentor berichtet über seine Erfahrungen</i>	
		Benjamin Risse	
Durch Respekt gezähmte Ablehnung	8	Begleitung und Unterstützung	16
<i>Über Zumutungen und Grenzen der Toleranz</i>		<i>Die DUS-Programme in Corona-Zeiten</i>	
Bernd Simon		Valérie Groß	
Solidarität in der Krise	10	Fünf Fragen an...	
<i>Was sind ihre Grenzen und Grundlagen?</i>		<i>Gundula Gause</i>	18
Ulf Tranow			
„Eine starke Frau werden“	12		
<i>Eine Stipendiatin über das Welcome-Programm der DUS</i>			
Haya Ashahrour			

Impressum

12. Jahrgang
Herausgegeben im Auftrag der Deutschen Universitätsstiftung (DUS). Die Deutsche Universitätsstiftung wurde im Juni 2009 vom Deutschen Hochschulverband gegründet.

Philanthropie und Stiftung erscheint halbjährlich.

Redaktion:

Felix Grigat, M.A. (verantwortl. Redakteur),
Yvonne Dorf, Dr., Rechtsanwältin,
Geschäftsführerin des Deutschen Hochschulverbandes
Valérie Groß, Rechtsanwältin,
Geschäftsführerin der Deutschen Universitätsstiftung

Titelfoto: mauritius-images

Grafik und Layout: Robert Welker

Weitere Mitarbeiterinnen dieser Ausgabe:

Friederike Invernizzi, M.A.,
Claudia Krapp, M.Sc.,
Charlotte Pardey, Dr.

Beiträge, die mit Namen oder Initialen des Verfassers gekennzeichnet sind, stellen nicht in jedem Falle die Meinung der Redaktion oder des Herausgebers dar. Für unverlangt eingesandte Manuskripte kann keine Haftung übernommen werden.

Verlag und Redaktion:

Rheinallee 18-20, 53173 Bonn
Tel.: (02 28) 902 66-15
Fax: (02 28) 902 66-90
E-Mail: redaktion@forschung-und-lehre.de

Auflage: 35 400 Exemplare

NEUE STUDIE: CHANCENGERECHTIGKEIT IN DER BILDUNG HAT SICH VERBESSERT

Die Chancengerechtigkeit in der Bildung in Deutschland hat sich für Kinder aus Nichtakademikerfamilien in den letzten Jahren über alle Bildungsstufen verbessert. Gelingt ihnen der Wechsel an eine Hochschule, dann sind sie sogar ähnlich erfolgreich wie Akademikerkinder. Trotz dieser positiven Entwicklung gilt aber: Nach wie vor entscheidet in Deutschland die soziale Herkunft über den Bildungserfolg. Größte Hürde bleibt der Übergang von der weiterführenden Schule zur Hochschule. Das sind Ergebnisse der gemeinsamen Studie von Stifterverband und McKinsey & Company mit dem Titel „Vom Arbeiterkind zum Doktor – Der Hürdenlauf auf dem Bildungsweg der Erststudierenden“. Für die Studie wurde systematisch analysiert, wie genau sich in Deutschland die Bildungswege von Nichtakademiker- und Akademikerkindern unterscheiden. Die aktuellen Zahlen wurden dann mit einer identischen Erhebung aus dem Jahr 2017/18 verglichen.

Obwohl die meisten Kinder in einer Grundschulklasse laut Studie aus einem nichtakademischen Haushalt

kommen, bewältigen im Vergleich mit Kindern aus Akademikerhaushalten immer noch vergleichsweise wenige von ihnen die mentalen, kulturellen und finanziellen Hürden der Bildungslaufbahn. Die Studie zeigt: Von 100 Arbeiterkindern, die eine Grundschule besuchen, sitzen später nur 27 (+5 im Vergleich 2017/2018) in einem Hörsaal. Von den 100 Akademikerkindern schreiben sich hingegen später 79 (-4) an einer Hochschule ein. Die COVID-19-Pandemie könnte den aktuell tendenziell positiven Trend allerdings wieder temporär verschlechtern: Besonders Kinder aus Nichtakademikerhaushalten hatten während der Pandemie geringere digitale Möglichkeiten, um zu lernen.

Wenige Erfahrungen im Umfeld, unzureichende mentale und finanzielle Hilfe von den Eltern, aber auch Informationsdefizite sind der Studie zufolge oft die Gründe, warum nur wenige Nichtakademikerkinder den Schritt von der weiterführenden Schule in den Hörsaal wagen. Auch im Hochschulalltag würden Nichtakademikerkinder vor zusätzliche Herausforderungen

gestellt. Viele Erststudierende hätten wenige (beziehungsweise keine) Bezugspersonen, die studiert haben. Für sie sei die Interaktion mit anderen Studierenden und Lehrpersonal umso wichtiger.

„Die neue Bundesregierung muss alles daran setzen, die Chancengerechtigkeit in der Bildung weiter massiv auszubauen. Deutschland braucht jedes einzelne Talent“, sagt Volker Meyer-Guckel, stellvertretender Generalsekretär des Stifterverbandes. „Finanzielle Hürden sollten durch eine umfassende Bafög-Reform abgebaut werden. Nur 15 Prozent der jungen Menschen aus Arbeiterfamilien können sich bei der Studienfinanzierung gänzlich auf ihre Eltern verlassen.“ Um den Zugang zur Hochschule zu erleichtern, sollten deshalb unter anderem ein höherer und ortsabhängiger Wohnzuschuss berücksichtigt werden, eine Förderung über die minimale Regelstudienzeit hinaus möglich sein und aktuelle Einkommensbescheide unkomplizierter berücksichtigt werden. Die Antragsstellung sollte bundesweit einheitlich und digitalisiert werden.

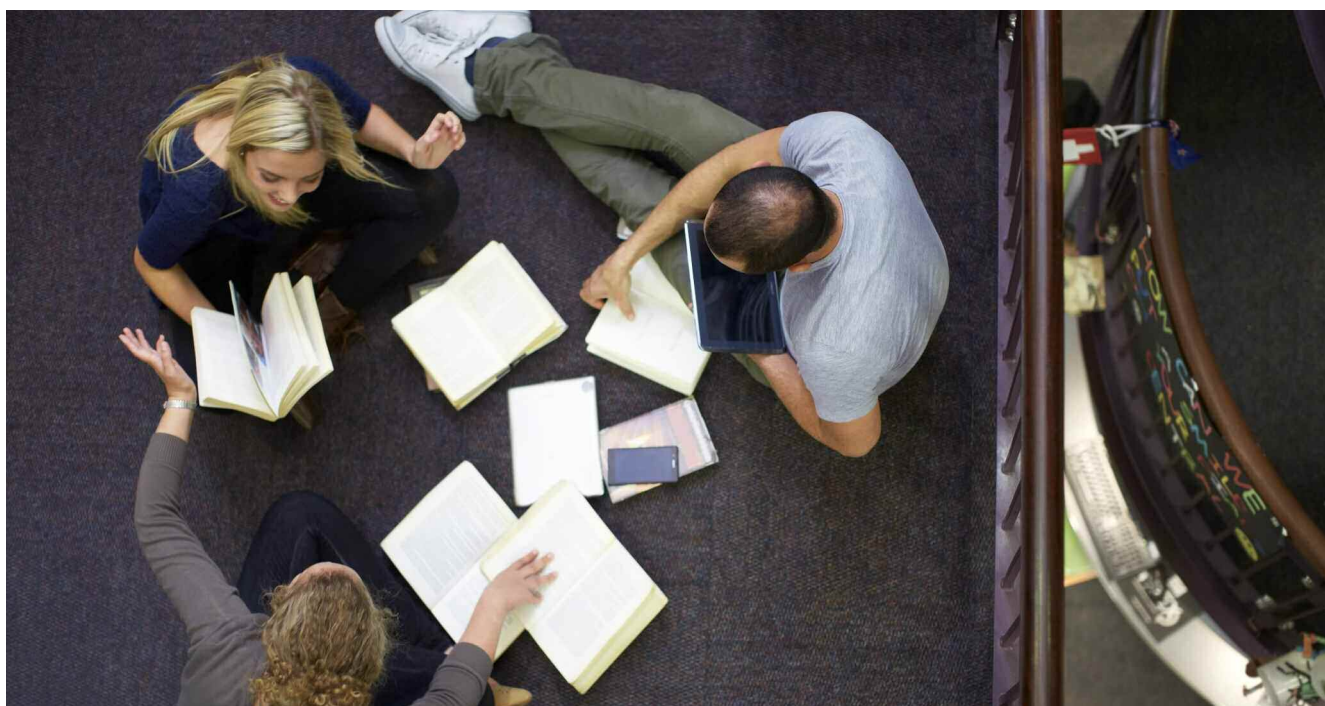


Foto: picture alliance

CORONA-SORGEN VON STUDIERENDEN HALTEN AN

Zwei Fünftel aller Studierenden und Auszubildenden fühlen sich durch die Corona-Pandemie und die damit verbundenen Einschränkungen stark gestresst. Das zeigt eine Forsa-Umfrage im Auftrag der KKH Kaufmännische Krankenkasse, über die die Deutsche Presse-Agentur berichtete. Fast 40 Prozent der Befragten beider Gruppen berichteten von depressiven Symptomen während der Corona-Pandemie und gaben an, schneller gereizt als üblich und häufiger demotiviert zu sein.

„Rund ein Viertel der Hochschul- und Lehrlinge berichtet außerdem von körperlichen Beschwerden wie Kopfschmerzen, Bauchschmerzen und Verspannungen sowie von Ein- oder Durchschlafproblemen“, so die KKH. Mit Blick auf die eigene Ausbildung befürchteten 65 Prozent der Befragten, dass sich auch in den kommenden Monaten wichtige Praktika und Auslandssemester schlecht planen ließen. Fast die Hälfte mache sich darüber hinaus Sorgen, Lernstoff nachholen zu müssen, so dass es zu einer Verzögerung von Ausbildung oder Studium komme.

Angst vor Einsamkeit in einer wichtigen Lebensphase

Die große Mehrheit (74 Prozent) treibe mit Blick auf die kommenden Monate vor allem die Sorge vor erneuten Kontaktbeschränkungen um, womit auch die Furcht vor Einsamkeit (44 Prozent) einhergehe. 30 Prozent belastete dieses Szenario sogar schwer, denn davon hingen nicht nur Lernstrukturen in Ausbildung und Studium ab, sondern auch der Austausch mit Kommilitoninnen und Kommilitonen, sowie Lehrenden, das Knüpfen von Kontakten für den Berufseinstieg oder das Kennenlernen potenzieller Lebenspartner. Der Verlust an Sicherheit und Planbarkeit sorgte besonders bei Studierenden für Stress, da deren Alltagsstrukturen weniger gefestigt seien als die von Auszubildenden und Berufstätigen. Die Krise bedrohe diese Zielgruppe besonders, denn die Studi-

enzeit sei bereits ohne Corona von herausfordernden Veränderungen und Übergangsprozessen geprägt. Junge Menschen lösten sich gerade von zu Hause, müssten neue Netzwerke schaffen und sich auf ihre Karriere vorbereiten.

43 Prozent der Hochschul- und Lehrlinge hätten Bedenken, dass die Impfung gegen Covid-19 nicht ausreichend schützt, was im Falle einer Erkrankung zu einer Quarantäne und somit auch wieder zum Alleinsein führen würde. Gut ein Drittel befürchte zudem finanzielle Defizite, wenn der bisherige Nebenjob durch die Pandemie weiterhin wegfällt oder die Eltern wegen krisenbedingter beruflicher Probleme weniger zahlen können als bisher.

Während viele Studierende und Auszubildende unter den zusätzlichen psychischen Belastungen leiden, seien die Bewältigungsressourcen geschrumpft.

Die nach wie vor anhaltende Schwerebesituation setze vor allem denjenigen zu, die bereits vor der Krise unter psychischen Problemen gelitten haben. Umso erstaunlicher sei es, dass fast die Hälfte der Auszubildenden und Studierenden bei der Bewältigung auf eigene Strategien zurückgreife. Dies sei nicht unbedingt empfehlenswert, vor allem wenn Symptome wie Niedergeschlagenheit und Erschöpfung länger anhalten oder stärker würden, sei professionelle Hilfe ratsam.

Für die Studie hat das Meinungsforschungsinstitut Forsa 1.001 Teilnehmer, davon 696 Studierende und 305 Auszubildende, vom 5. Juli bis 24. September 2021 repräsentativ im Auftrag der KKH befragt. Laut Statistischem Bundesamt gibt es 2,9 Millionen Studierende (Wintersemester 2020/21) und 1,3 Millionen Auszubildende (2020) in Deutschland.

Mit Material von dpa

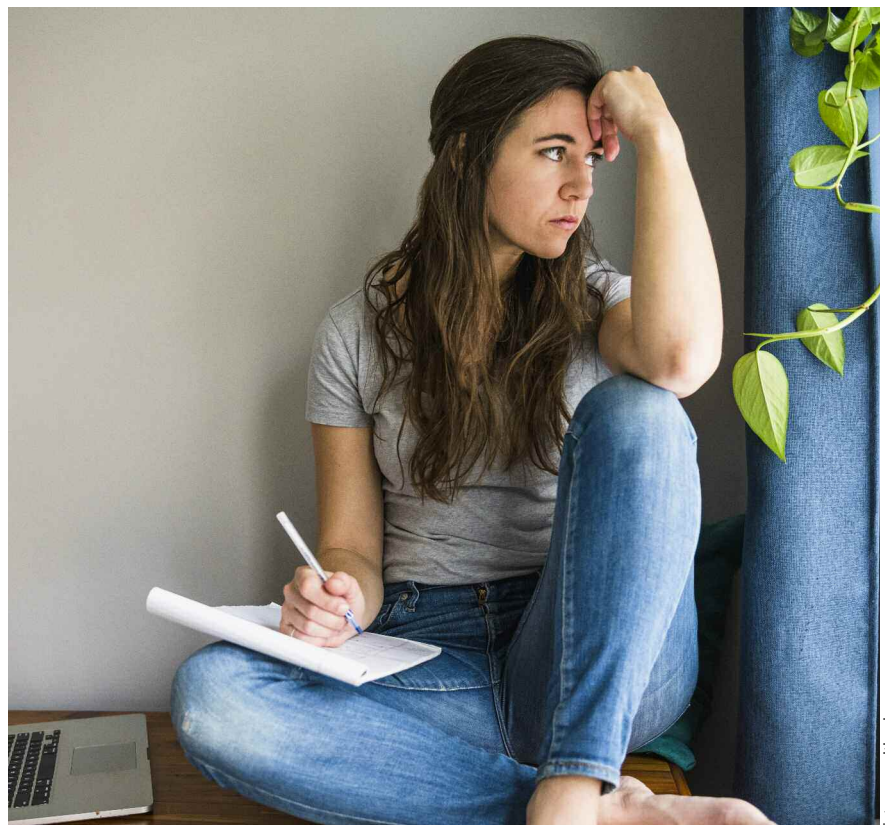


Foto: mauritius-images

DEMOKRATIE-VIDEOPROJEKT GEWINNT WAHL ZUM BILDUNGSORT DES JAHRES

Das Projekt „PoBi_Digital“ des islamischen Wohlfahrtsverbands An-Nusrat ist Sieger des vom Stifterverband ausgeschrieben Wettbewerbs Bildungsorte und erhält ein Preisgeld in Höhe von 7.500 Euro. Die Initiative will Jugendlichen aus Migrationsfamilien demokratische Werte in YouTube-Videos vor Augen führen.

Die Auszeichnung als Bildungsort des Jahres wurde im Rahmen des Tags der Bildung übergeben. Dieser bundesweite Aktionstag, der jährlich am 8. Dezember stattfindet, will breite öffentliche Aufmerksamkeit für Bildungsfragen schaffen. Der Sieger des Wettbewerbs wurde durch ein Publikumsvoting ermittelt.

„PoBi_Digital“ steht laut Mitteilung des Stifterverbandes für politische Bildung mit digitalen Mitteln. Bei dem in diesem Jahr in Frankfurt am Main gestarteten Projekt werden demnach Videos produziert, die Jugendlichen mit Migrationshintergrund demokratische Werte vermitteln sollen. Vor allem junge Menschen aus Syrien und Pakistan

im Alter von 13 bis 17 Jahren stehen dabei im Fokus und werden in die Produktion der Videos einbezogen. In einem kleinen Team lernen sie zunächst, Skripte zu schreiben und die Technik zu bedienen, sie schneiden das Material und veröffentlichen es anschließend im Internet. So entstehen kurze, leichtverständliche Clips zu Fragen wie: Was ist die Demokratie?

Auch die Zweit- und Drittplatzierten im Voting werden mit Geldpreisen bedacht. Auf Rang 2 (5.000 Euro Preisgeld) kommt das Projekt „proTechnicale“ der Sophia.T gGmbH aus Hamburg. Diese Initiative möchte mehr Frauen für ein Studium in mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächern begeistern. Abiturientinnen können elf Monate lang ihr Talent für diese Disziplinen ausprobieren – und entdecken, was ihnen Spaß macht, bevor sie sich für ein Studium entscheiden.

Der „digi_space“ aus dem Kreis Bergstraße in Hessen hat es auf den dritten Platz bei der Wahl zum Bildungsort des Jahres geschafft (2.500 Euro Preis-

geld). Ziel des Projekts sei es, die digitalen Kompetenzen von Kindern und Jugendlichen individuell und schulformübergreifend zu fördern. Das forschende und entdeckende Lernen soll ihnen zugleich Impulse für die berufliche Orientierung geben.

Im Jahr 2021 hat der Stifterverband im Wettbewerb Bildungsorte insgesamt acht Projekte zum Thema „Bildung in Zeiten digitaler Transformation“ ausgezeichnet. Anfang 2022 startet die nächste Ausschreibungsrunde mit einem neuen Schwerpunkt. Der Wettbewerb prämiert inspirierende Orte guter Bildung. Sie sollen bei Kindern und Jugendlichen in besonderer Weise Lust auf Bildung machen, positive Lernerfahrungen bieten sowie Neugier und Wissbegier wecken.

MEHR UNTERSTÜTZUNG FÜR GEFLÜCHTETE FORSCHERINNEN UND FORSCHER

Die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) reagiert auf die weltweit schwierige Lage für Forschende, deren Wissenschaftsfreiheit eingeschränkt ist. Sie weitet ihre Unterstützung für Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus, die aus ihren Heimatländern fliehen mussten. So wird ihnen laut Mitteilung der DFG nun auch das Walter Benjamin-Programm in jedem Karrierestadium offenstehen.

„Die weitere Förderung geflüchteter Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler und damit ihre Integration in das deutsche Wissenschaftssystem sind für uns weit mehr als nur ein wissenschaftspolitisches Anliegen“, sagte DFG-Präsidentin Professorin Dr. Kat-

ja Becker. Die Anzahl von Ländern, in denen die Wissenschaftsfreiheit eingeschränkt sei und Forschende verfolgt werden, nehme zu. Daher wolle die DFG mit der Ausweitung ihrer Unterstützungsmaßnahmen für geflüchtete Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler ein „deutliches Signal der Solidarität“ setzen.

Durch das Walter Benjamin-Programm können geförderte Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler ein eigenes Forschungsvorhaben am Ort ihrer Wahl selbstständig umsetzen und so Erfahrungen in der Projektbetreuung sammeln, die für die weitere Etablierung im Wissenschaftssystem erforderlich sind. Darüber hinaus werden

Geförderte durch ihre Gasteinrichtung in ihrer Karriereentwicklung unterstützt. Die sonst vorhandene Beschränkung der Zielgruppe auf die frühe Postdoc-Phase entfällt für geflüchtete Personen, wie die DFG mitteilte. Neben der Ausweitung des Walter Benjamin-Programms können seit 2015 in weiteren DFG-Förderprogrammen wie Sachbeihilfen, Schwerpunktprogrammen, Forschungsgruppen, Klinischen Forschungsgruppen, Kolleg-Forschungsgruppen oder Graduiertenkollegs und in Exzellenzclustern Zusatzanträge zur Einbindung von geflüchteten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern gestellt werden.

KÜNSTLICHE INTELLIGENZ TRIFFT KULTUR

Im Rahmen des Programms LINK-Masters fördern die Stiftung Niedersachsen und die VolkswagenStiftung drei Projektteams mit jeweils bis zu 150.000 Euro. Damit können sie ihre Ideen an der Schnittstelle von Kunst und Künstlicher Intelligenz (KI) in den kommenden 18 Monaten umsetzen. Unterstützt werden laut Mitteilung der VolkswagenStiftung Vorhaben aus den Bereichen Musik, Theater und Performance.

„Die Projektideen machen KI sinnlich und ästhetisch erfahrbar, zeigen Potenziale der Zusammenarbeit zwischen Mensch und Maschine auf und loten deren Grenzen aus“, sagt Dr. Tabea Golgath, Projektleiterin bei der Stiftung Niedersachsen dem Bericht zufolge. Idee des Projekts „ANA“ ist es, eine interaktive, multimodale Theaterinstallation zu entwerfen, in der ein Chatbot und Besuchende gemeinsam eine Geschichte improvisieren. Dazu kommunizieren Besuchende in einem technisch entsprechend ausgestatteten Raum über Mikrofone und Kameras mit dem Chatbot, der wiederum über die Beleuchtung, Geräusche, Rhythmen und Temperatur seine eigene Stimmung ausdrücken kann. Gemeinsam wird so eine Geschichte entwickelt und auf die emotionalen Signale des Gegenübers reagiert. Ein Ziel des Projekts ist es, das Potenzial von Empathie zwischen KI und Nutzenden aufzuzeigen und so zum Verständnis von Mensch-Maschine-Relationen beizutragen.

Das Vorhaben „DANCETRONIC“ experimentiert damit, die barocke Erzählung „Die Insel der Alcina“ von Ludovico Ariost mit heutiger Technik zu vollenden. In der Mensch-Roboter-Tanzperformance interagieren die Tänzerinnen und Tänzer auf der Bühne mit robotischen Figuren. Die Kombination aus dynamischen Körper- und Maschinenbewegungen in Verbindung mit interaktivem Video-Mapping und live gespielter Barockmusik, die durch KI einen neuen Klang erhält,

bietet den Zuschauenden ein barockes Erlebnis. Das Robotik-Design der Figuren basiert auf Leichtbaukonzepten der Biomechanik und ihre Bewegungen erfolgen teilautonom. Mit dem Projekt soll gezeigt werden, wie Künstliche Intelligenz, Robotik und Video-Mapping im Theater angewendet werden können.

Das Projekt „Patterns in between Intelligences“ setzt sich damit auseinander, wie Algorithmen und Künstliche Intelligenz zu erklären sind und umfasst eine plastische Umsetzung zur Vermittlung einer transparenten KI. Das Ziel ist es, eine gemeinsame Performance zu entwickeln, in der durch die Choreografie, interaktive textile

Kostüme und Live-Coding die Prozesse hinter KI sichtbar werden. Jede Person repräsentiert einen ‚Node‘ des Netzwerks, das wächst, sich verändert, Muster aufbricht und wieder Neues schafft, der menschliche Körper wirkt als Prozessor. Hier ist eine choreografierende Person gleichzeitig eine programmierende. Durch die Übersetzung von KI in physische Bewegungen wird die komplexe Technik greif- und erfahrbar.

Ausgewählt wurden die Vorhaben aus zehn Ideen, die vorab mithilfe von Planning Grants in Höhe von je 10.000 Euro in den vergangenen sechs Monaten entwickelt und konkreter ausgearbeitet wurden.



Foto: picture alliance

Durch Respekt gezähmte Ablehnung

Über Zumutungen und Grenzen der Toleranz

Bernd Simon

Toleranz im Zusammenleben mit anderen ist ein ebenso wichtiges wie schwieriges Thema. Die Popularität von Toleranz als Wort verweist auf die Wichtigkeit des Themas, der Streit um den richtigen Begriff und die richtige Praxis von Toleranz auf seine Schwierigkeit. So wird unter Anrufung der Toleranz beispielsweise an Hochschulen über das Tragen des Gesichtsschleiers, Auftritte von AfD-nahen Rednern und studentische Proteste gegen diese und andere Personen, die pointierte Positionen vertreten, gestritten.

Die Kieler Forschungsstelle Toleranz (KFT), die aus einem von der DFG geförderten Reinhart Koselleck-Projekt hervorgegangen ist, erforscht auf der Grundlage eines wissenschaftlich fundierten Toleranzmodells Möglichkeiten der praktischen Umsetzung und gesellschaftlichen Wirksamkeit von Toleranz. Durch die Zusammenführung von philosophischen, politikwissenschaftlichen und historischen Erkenntnissen mit sozialpsychologischer Grundlagenforschung haben wir dort ein Modell entwickelt, wonach Toleranz verstanden und praktiziert werden kann als durch Respekt gezähmte Ablehnung.



Bernd Simon ist Inhaber des Lehrstuhls für Sozialpsychologie und Politische Psychologie der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel.

Das Ablehnung-Respekt-Modell der Toleranz

Wir gehen davon aus, dass man sinnvollerweise nur das tolerieren kann, was man ablehnt. Ablehnung ist eng gekoppelt an die fundamentale Unterscheidung zwischen Selbst und Nicht-Selbst. Das Selbst und alles, was damit assoziiert wird, wird als angenehm, gut, richtig und wahr empfunden, das Nicht-Selbst und alles, was damit assoziiert wird, hingegen als unangenehm oder sogar eklig, als schlecht, falsch und unwahr. Dies gilt auf der individuellen Ebene, also für die Unterscheidung „ich versus du“, und verstärkt auf der kollektiven Ebene, also für die Unterscheidung „wir versus die Anderen“. Ablehnung, so scheint es, ist mühelos und wie die Unterscheidung zwischen Selbst und Nicht-Selbst immer schon da. Das ist sicherlich eine Vereinfachung, da nicht selten Ablehnung mit großem populistischen und propagandistischen Aufwand geschürt wird, also konstruiert wird, wer oder was Selbst oder Nicht-Selbst ist, und insbesondere wer genau die Anderen sind. Jedenfalls erfordert es Anstrengung, um Ablehnung zu zähmen. Es bedarf also eines wirksamen Gegengewichts, das Ablehnung zähmt und somit Toleranz ermöglicht. Respekt für die abgelehnten Anderen verstanden als deren Anerkennung als Gleiche spielt in unserem Modell diese Rolle.

Das Modell zeichnet sich dadurch aus, dass es Ablehnung und Respekt unterschiedlichen Ebenen der Identitätsbildung zuordnet. Ebene 1 ist die Ebene der Ablehnung. Dies ist die Ebene, auf der durch Bildung einer kollektiven Identität und durch kategoriale Abgrenzung die Fremdgruppe konstituiert wird, deren Mitglieder Ablehnung erfahren. Ebene 2 ist die Ebene des Respekts. Dies ist eine übergeordnete Ebene, auf der auch die Mitglieder der Fremdgruppe der Ebene 1 in eine umfassendere Eigengruppe und kollektive Identität einbezogen sind und daher ebenfalls Anspruch auf Respekt haben. Die Einbettung der Eigengruppe und kollektiven Identität der Ebene 1 in die umfassendere Eigengruppe und kollektive Identität der Ebene 2 führt zur

Einhegung und Zählung der auf Ebene 1 begründeten Ablehnung durch den auf Ebene 2 begründeten Respekt und macht so Toleranz möglich. Toleranz läuft damit hinaus auf die Anerkennung abgelehnter Anderer als andersartige Gleiche. Diese sind andersartig und werden abgelehnt aufgrund einer sozialen Kategorisierung, die sie einer kulturellen, ethnischen, religiösen, weltanschaulichen oder anders definierten Fremdgruppe zuweist (Ebene 1). Gleichzeitig sind sie uns gleich aufgrund der übergeordneten Kategorisierung und der dadurch konstituierten umfassenderen Eigengruppe und kollektiven Identität (Ebene 2), die wir mit ihnen teilen (beispielsweise als Mitglieder derselben Gesellschaft oder gar der Gemeinschaft aller Menschen).

Zumutungen der Toleranz

Auch in Verbindung mit Respekt und seinem zählenden Einfluss bleibt die Ablehnung, die die Tolerierten erfahren, unangenehm oder sogar schmerzhaft. Solange Ablehnung durch Respekt gezähmt ist, müssen die Tolerierten diese allerdings als eine Tatsache des zivilisierten sozialen Lebens hinnehmen und als Zumutung aushalten. Eine möglicherweise empfundene narzisstische Kränkung ist kein akzeptabler Grund, diese Zumutung als unzumutbar zurückzuweisen, sondern eher ein Grund zur kritischen Selbstreflexion. Ablehnung kann und darf schon deshalb nicht gänzlich unterbunden werden, weil dadurch die Freiheit der Tolerierenden, sich zu entfalten und authentisch zu sein, in einer Weise eingeschränkt würde, die mit dem als Gleichheitsanerkennung verstandenen Respekt, der allen gebührt, nicht vereinbar wäre. Tatsächlich ist gezähmte Ablehnung die Formel, die beiden Seiten Authentizität ermöglicht. Tolerierte können trotz erfahrener Ablehnung authentisch leben, Tolerierende können wegen der Ablehnung, die sie beibehalten dürfen, authentisch leben. Dennoch bleiben beiden Seiten Zumutungen nicht erspart. Den Tolerierten wird die fortbestehende schmerzhaft Erfahrung von (wenn auch gezähmter) Ablehnung zugemutet, den Tolerierenden die Zählung ihrer Ablehnung der Anderen.

Zudem wird den Mächtigen unter den Tolerierenden zugemutet, ihre Hegemonieansprüche aufzugeben. Auch wenn sie daher Macht und Einfluss einbüßen, Toleranz im Sinne des Ablehnung-Respekt-Modells setzt keine neuen Machtasymmetrien an die Stelle der alten. Sie ist unparteiisch. Sie korrigiert Ungerechtigkeit, bevorzugt dabei aber weder die Mächtigen noch die Machtlosen, weder Eigengruppen noch Fremdgruppen, weder Tolerierte noch Tolerierende. Gleichzeitig wird den Tolerierten zugemutet, die Opferrolle hinter sich zu lassen und Verantwortung für die Gestaltung ihrer neuen Freiräume zu übernehmen. Die Wechselseitigkeit der Zumutungen macht sie jeweils zumutbar.

Wo ist die Grenze der Toleranz?

Die Frage nach der Grenze der Toleranz ist mehrdeutig. Sie kann zunächst verstanden werden als eine Frage nach dem Kriterium, das es ermöglicht, Toleranz von Intoleranz zu unterscheiden. Die Antwort unseres Modells auf diese Frage ergibt sich aus der Unterscheidung zwischen gezähmter

Ablehnung auf Ebene 1 und der Verweigerung von auf Ebene 2 begründetem Respekt. Eine Haltung oder Handlung, die eine durch Respekt gezähmte Ablehnung zum Ausdruck bringt, ist nicht intolerant; eine, die anderen die Anerkennung als Gleiche und damit Respekt verweigert, ist eindeutig intolerant. Die Anderen nicht zu mögen, ist allein noch nicht intolerant, sie als minderwertig zu betrachten oder gar so zu behandeln sehr wohl. Eine so erkannte Intoleranz klar zu benennen und zurückzuweisen, ist aus Sicht des Ablehnung-Respekt-Modells aber selbst kein Akt der Intoleranz, sondern Ausdruck und Verpflichtung wehrhafter Toleranz. Denn eine so verstandene Toleranz respektiert auch die intolerante Person, da und indem sie diese zur Verantwortung zieht. Aus Sicht des Modells ist selbst die Unterbindung von intolerantem Verhalten keine Intoleranz, sofern die Unterbindung auf eine Begründung verweisen kann, die belegt, dass die Unterbindung keiner ungezähmten Ablehnung entspringt, sondern Respekt als zählende Kraft weiterhin wirksam ist. Aus demselben Grund müssen wir Kriminalität unterbinden, dürfen Kriminelle aber nicht ihrer Würde berauben. Unser Modell stellt somit ein Verständnis von Toleranz zur Verfügung, das zwei gefährliche Fallen vermeidet. Einerseits kann eine so verstandene Toleranz nicht als falsche (das heißt wehrlose oder feige) Toleranz denunziert werden. Andererseits muss sie nicht zur Intoleranz degenerieren, sich also nicht selbst demontieren oder diskreditieren, um sich zu erhalten.

Manchmal scheint die Frage nach der Grenze der Toleranz auch als Geduldsfrage gestellt zu werden in der Hoffnung zu erfahren, wann man sich von den Zumutungen der Toleranz endlich befreien kann. Eine wichtige Antwort unseres Modells lautet: Selbst die Intoleranz anderer erteilt keine Lizenz zu eigener (reaktiver) Intoleranz. Die Beobachtung oder Erfahrung von Respektverweigerung ist der richtige Grund, um von Intoleranz zu sprechen und diese wehrhaft zurückzuweisen, rechtfertigt aber nicht eigene Intoleranz, ebenso wenig wie das kriminelle Verhalten der Gangster der Polizei die Lizenz zu eigenen kriminellen Handlungen erteilt. Das Respektgebot gilt für alle, und seine Gültigkeit endet nicht bei einseitigem Verstoß, ebenso wenig wie die Straßenverkehrsordnung aufgehoben ist, sobald einer oder eine bei Rot über die Ampel fährt. Dem Respektgebot und der Verpflichtung zur Toleranz entkommen wir nur, wenn wir die Anderen aus dem Kreis der Gleichen ausschließen oder selbst austreten. Dann zerreißen wir allerdings das Band der Zählung und riskieren, dass die Verhältnisse außer Rand und Band geraten. Es steht also viel auf dem Spiel. Strengen wir uns an!

Solidarität in der Krise

Was sind ihre Grenzen und Grundlagen?

Ulf Tranow

Seit einiger Zeit befindet sich unsere Gesellschaft in einem Krisen-Marathon: Von der Finanzkrise über die ‚Flüchtlingskrise‘ bis hin zur Corona- und Klimakrise sieht sie sich unaufhörlich mit neuen Herausforderungen konfrontiert, für deren Bewältigung keine Routinen zu existieren scheinen. Wenn Herausforderungen in Überforderungen umzuschlagen drohen, erfolgt der Ruf nach Solidarität. Appelliert wird an die Bereitschaft, zugunsten des Wohlergehens anderer und kollektiver Ziele gewisse Leistungen zu erbringen, auch wenn dieses mit persönlichen Opfern einhergeht. Solidarität ist nicht nur in Krisen relevant, sondern auch ein wichtiger Kitt unseres Alltagslebens im Freundeskreis, in der Nachbarschaft, im Verein oder am Arbeitsplatz. In Krisen ist Solidarität darüber hinaus allerdings als ‚mobile Einsatzressource‘ gefragt, um Probleme zu lösen, die die Gesetzgebung, die etablierten Institutionen und der Markt alleine nicht in den Griff bekommen. Vor allem in der Corona-Krise waren und sind Rufe nach Solidarität omnipräsent. In ihrer Bürgeransprache zu Beginn der Pandemie beschreibt Ex-Kanzlerin Merkel diese als die größte Krise seit dem Zweiten Weltkrieg, die sich nur durch „gemeinsames solidarisches Handeln“ überwinden lasse. Auch Bundespräsident Steinmeier schreibt in seiner kurz darauffolgenden Ansprache der Solidarität zur Überwin-

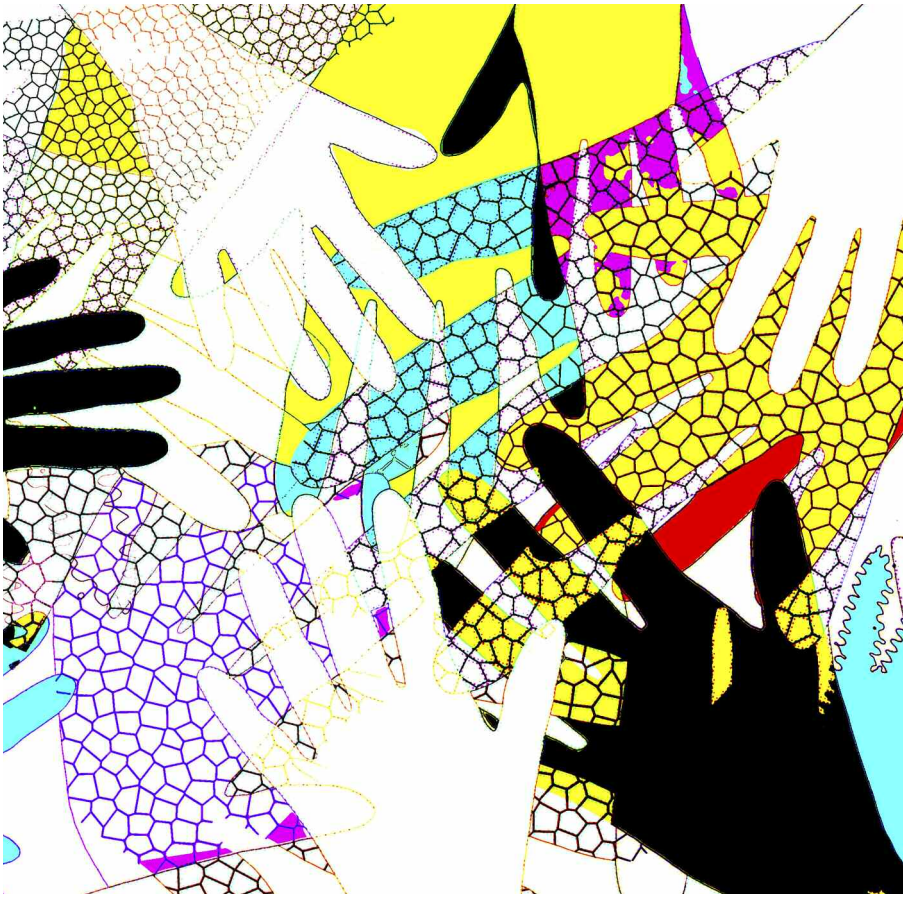
dung der Pandemie eine „existenzielle“ und „überlebenswichtige“ Funktion zu. Solidarität lässt sich allerdings nicht politisch verordnen, sondern muss mobilisiert werden. Da Solidarität aber knappe Ressourcen wie Zeit, Geld und Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, stößt ihre Mobilisierung auf Grenzen. Um das Potential von Solidarität als ‚mobile Einsatzressource‘ einschätzen zu können, müssen vor allem diese Grenzen in den Blick genommen werden.

Die letztjährige Flutkatastrophe in Rheinland-Pfalz und Nordrhein-Westfalen hat gezeigt, dass wir uns in akuten Notsituationen auf eine breite Unterstützungsbereitschaft verlassen können. In der Öffentlichkeit ist dieses mit Bewunderung und zum Teil mit Überraschung aufgenommen worden. So viel Solidaritätsbereitschaft scheint man einer sich vermeintlich immer stärker fragmentierenden Gesellschaft nicht zugetraut zu haben. Allerdings führte die hohe Solidaritätsbereitschaft bald zu einer Erschöpfung der Helfenden. Spätestens dann sind professionelle Hilfsorganisationen und staatliche Stellen gefragt, um zu übernehmen. Spontane Solidarität kann nur eine ergänzende Funktion spielen, um akute Krisen zu bewältigen. Hinzu kommt, dass Solidarität in hohem Maße selektiv ist. Während der Pandemie ist eine Solidarität mit den Vulnerablen zum Gebot der Stunde ernannt worden. Doch wer mit Solidarität rechnen kann, entscheidet sich weniger anhand von Kriterien der Verletzlichkeit, sondern darüber, wen wir als zu ‚uns‘ dazugehörig zählen. Die Verletzlichkeit der Menschen in den Flüchtlingslagern der europäischen Peripherie oder der pandemiebetroffenen Menschen im globalen Süden scheint für unsere Gesellschaft eher ein nachrangiges Solidaranliegen zu sein. Dieses kann man mit guten Gründen kritisieren, doch Solidarität lässt sich – wie bereits erwähnt – nicht anordnen. Deswegen ist es wichtig zu verstehen, was Menschen zu solidarischem Handeln motiviert.

Aus soziologischen Handlungstheorien lassen sich drei Kernmotive menschlichen Handelns ableiten: strategische,



Dr. Ulf Tranow ist Akademischer Oberrat im Institut für Sozialwissenschaften, Abteilung Soziologie, der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf. Seine Forschungsschwerpunkte sind Solidarität, Integration durch Konflikt, soziale Normen und Handlungstheorien.



hedonistische und normative. Alle drei spielen für Solidarität eine Rolle, allerdings auf je unterschiedliche Weise. Solidarisches Handeln kann *strategisch* motiviert sein, wenn sich dadurch für eigene Bedarfssituationen vorsorgen lässt. Wer sich solidarisch gegenüber anderen zeigt, erwirbt damit eine Art moralisches Guthaben, das den Anspruch begründet, im eigenen Bedarfsfall ebenfalls Unterstützung zu erfahren. Durch dieses Prinzip der Wechselseitigkeit ist dem Solidaritätsgedanken ein Element des kalkulierten Eigeninteresses beigegeben, welches allerdings implizit bleibt. Der Anspruch auf Wechselseitigkeit wird im Vorfeld nicht verhandelt und kann auch nicht eingeklagt werden. Solidarisches Handeln lässt sich nur dann als Investition in die eigene Absicherung verbuchen, wenn ein sozialer Reziprozitätsmechanismus existiert, der Leistungserbringung und Leistungserhalt eng verknüpft. Dieses setzt soziale Strukturen voraus, die durch eine hohe wechselseitige Beobachtung und Kontinuität in den Beziehungen geprägt sind. Das ist typischerweise im Freundeskreis, am Arbeitsplatz oder im Verein der Fall. Mobile und flexible Solidarität ist durch strategische Erwägungen dagegen schwerer zu motivieren.

Ein Engagement zugunsten anderer oder kollektiver Ziele kann *hedonistisch* motiviert sein, wenn dieses Handeln unmittelbar Befriedigung bereitet. Dieses ist der Fall, wenn im solidarischen Handeln bspw. Selbstwirksamkeit und identitätsstiftende Zugehörigkeit erfahren werden. Die enorme Unterstützungsbereitschaft bei der letztjährigen Flutkatastrophe dürfte sich zumindest zum Teil darüber erklären, dass die Helfenden vor Ort spüren konnten, dass ihr Engage-

ment einen Unterschied ausmacht. Politische Bewegungen, religiöse Gemeinschaften oder Unternehmen können die Solidarität ihrer Mitglieder mobilisieren, indem sie kollektive Aktionsformen anbieten, die eine Identitätsbestätigung versprechen. Allerdings ist eine Solidarität, die sich primär auf hedonistische Motive stützt, nicht besonders nachhaltig. Die emotionale Gratifikation durch Selbstwirksamkeits- oder Zugehörigkeitserfahrungen kann schnell einen Sättigungspunkt erreichen. Dann rücken die Kosten eines solidarischen Handelns stärker in den Mittelpunkt, was einen negativen Einfluss auf die Motivation zu (weiterem) solidarischen Handeln hat.

Eine robuste Solidaritätsbereitschaft ist deswegen auf *normative* Motive angewiesen. Individuen handeln aus normativen Motiven solidarisch, wenn sie sich innerlich gegenüber Solidarnormen verpflichtet fühlen und diese als Verhaltensstandard akzeptieren. Die

innere Bindung gegenüber Solidarnormen ist Teil der moralischen Identität und motiviert zu einem solidarischen Handeln, weil dieses als ‚geboten‘ empfunden wird. Die sozialpsychologische und soziologische Forschung zeigt auf, dass für die Entstehung und Stabilisierung normativer Motive unterschiedliche Mechanismen bedeutsam sind. Eine zentrale Erkenntnis ist die, dass normative Motive zu einem solidarischen Handeln als Nebeneffekt erfolgreicher Austauschbeziehungen entstehen. Individuen fühlen sich vor allem jenen Gruppen solidarisch verpflichtet, denen sie eine zentrale Bedeutung für die Realisierung ihres subjektiven Wohlbefindens zuschreiben. Dieses gilt für solidarische Bindungen gegenüber Kleingruppen wie für solche gegenüber abstrakten Gebilden wie dem Nationalstaat oder der Europäischen Union.

Solidarität ist eine wichtige aber grundlegend knappe Ressource, um den Herausforderungen von Krisen begegnen zu können. Ihre Mobilisierung ist am erfolgreichsten, wenn vermittelt werden kann, dass sie sich langfristig ‚auszahlt‘, Sinnstiftung bietet und zugleich Verpflichtung ist. Wir können allerdings beobachten, dass sich für viele Herausforderungen keine hinreichende Solidarität mobilisieren lässt. Längst nicht alle staatlichen Versorgungslücken lassen sich durch solidarisches Handeln auffangen. Darüber hinaus stellt sich zur Lösung von globalen Krisen wie der COVID19-Pandemie und der Klimakrise die Aufgabe, unseren Solidaritätsradius zu erweitern. Hier kann die Zivilgesellschaft eine zentrale Rolle spielen, indem sie auf diese Solidaritätsdefizite aufmerksam macht und sich für eine normativ motivierte Solidaritätsbereitschaft einsetzt.

»Eine starke Frau werden«

Eine Stipendiatin über das Welcome-Programm der DUS

Philanthropie und Stiftung: Frau Alshahrour, Sie sind Stipendiatin des Welcome-Programms der Deutschen Universitätsstiftung und haben eine Mentorin, die Sie begleitet. Wie ist das für Sie?

Haya Alshahrour: Ich wollte immer eine starke Frau werden. Ich komme aus Syrien, habe einen Krieg erlebt und bin alleine nach Deutschland gekommen, um zu studieren. Aktuell bin ich Bachelorstudentin in Medizintechnik an der Jade Hochschule Wilhelmshaven. Ich werde begleitet von meiner Mentorin Professorin Juliane Benra, die für mich ein Karrierevorbild ist. Sie ist Professorin für Ingenieurwissenschaften und Vizepräsidentin der Jade Hochschule für Internationales, Digitalisierung und Mediensysteme.

p&s: Sie haben erwähnt, dass Sie ganz alleine nach Deutschland gekommen sind?

Haya Alshahrour: Ja, vor fünfeinhalb Jahren kam ich alleine in Deutschland an. Meine jüngere Schwester war mit meinem Onkel in Schweden. Der Rest meiner Familie wollte über die Familienzusammenführung auch nach Schweden gehen und war noch in der Türkei. Da ich schon



Haya Alshahrour studiert im siebten Semester einen Bachelorstudiengang in Medizintechnik an der Jade Hochschule in Wilhelmshaven. Sie stammt aus Damaskus in Syrien und lebt seit Mitte 2016 in Deutschland. Sie ist 24 Jahre alt.

18 Jahre alt war und ich gerne in Deutschland studieren wollte, hatte ich mich entschieden, alleine einzureisen. Inzwischen ist mir meine Mutter aber mit meinen beiden Schwestern gefolgt und ebenfalls nach Deutschland gekommen. Meine Mutter hatte in Syrien Englisch studiert. Hier hat sie sich mit einem Imbisswagen selbstständig gemacht und verkauft syrisches Essen. Sie ist auch eine starke Frau.

p&s: Können Sie berichten, warum Sie Ihr Studienfach ausgewählt haben?

Haya Alshahrour: In Syrien hatte ich vor, Medizin zu studieren. Ich wollte anderen Menschen helfen, weil ich im Krieg schlimme Dinge gesehen habe. Es gab so viele Menschen, die durch die Raketen verletzt worden sind, etwa Gliedmaßen verloren haben. Im Abitur habe ich gemerkt, dass ich auch Ingenieurwissenschaften spannend finde. Ich hatte immer sehr gute Leistungen in Mathe und Physik und war interessiert an Informatik. In Deutschland war ich bei einer Studienberaterin, die mir Medizintechnik, ein Fach der Ingenieurwissenschaften, vorgestellt hat. Mir war schnell klar, dass das genau das richtige Fach für mich ist. Ich wusste vorher gar nicht, dass Medizintechnik ein so umfangreiches Fachgebiet ist. In Syrien ist das nicht so. Hier in Deutschland kann man sich spezialisieren, beispielsweise auf die Programmierung der medizinischen Geräte, oder auf Reparaturen, Wartung und Sicherheit, oder die 3D-Konstruktion und Fertigung.

p&s: Im Studium haben Sie sich um ein Welcome-Stipendium beworben. Wie kam es dazu?

Haya Alshahrour: Ich wurde von einer Beraterin der Jade Hochschule über das Stipendium informiert und habe mich im zweiten Semester beworben. Im dritten Semester wurde ich aufgenommen, genau zu Beginn der Corona-Pandemie. Ich konnte noch einmal mit meiner Mentorin persönlich



Foto: mauritius images

sprechen, bevor das nicht mehr möglich war. Dann war alles digital. Vor zwei Monaten konnten wir uns dann endlich wieder in Präsenz treffen, ansonsten kommunizieren wir per Email oder Zoom.

p&s: Wie erleben Sie das Mentoring?

Haya Alshahrour: Meine Mentorin Professorin Benra steht immer zur Verfügung. Wir sprechen, wenn bei mir etwas Wichtiges ansteht. Manchmal zweimal im Monat, zu anderen Zeiten alle zwei Monate, je nach Bedarf. Sie wollte mir eigentlich einen Auslandsaufenthalt vermitteln, aber dann war das wegen Corona nicht möglich. Die Stelle für mein Praxissemester habe ich auch durch sie gefunden. Ich hatte mich bereits erfolglos auf mehrere Stellen beworben, als ich meine Mentorin um Hilfe bat. Sie hat dann eine Stelle für mich entdeckt. Aktuell bin ich mit den Leistungsmodulen meines Studiengangs fertig, das heißt ich habe das Studium fast abgeschlossen, obwohl ich erst im siebten Semester bin und die Regelstudienzeit bei acht Semestern liegt. Ich muss nun nur noch meine Bachelorarbeit schreiben und suche eine Firma, bei der ich dies tun kann. Bei der Suche hilft mir Professorin Benra wieder. Die Firma sollte auf Medizintechnik spezialisiert sein, denn mein Traum ist es, medizinische Geräte zu entwickeln. Am besten wäre eine Firma, die Medizintechnik und Informatik kombiniert.

p&s: Wollen Sie nach dem Bachelor noch weiter studieren?

Haya Alshahrour: Ja, ich plane an der Jade Hochschule einen Master in Informatik zu belegen. Im Anschluss kann ich mir gut vorstellen, noch zu promovieren. Und dann möchte ich nach Möglichkeit in die wissenschaftliche Forschung gehen.

p&s: Haben Sie das Gefühl, dass das Welcome-Stipendium Sie auf diesen Weg vorbereitet?

Haya Alshahrour: Das Stipendium ist sehr hilfreich, beispielsweise die Workshops, digital oder in Präsenz. Ich habe die ersten beiden Semester meines Studiums sehr gemocht: Vor der Corona-Pandemie und in Präsenz. Da habe ich viele Kontakte knüpfen können. In den letzten beiden Jahren hat sich mein Deutsch etwas verschlechtert: Durch die Corona-Pandemie war ich öfter alleine und hatte nur wenig Kontakt. Wenn vieles digital stattfindet, redet man weniger miteinander. Da sind die Workshops eine gute Gelegenheit zum Austausch. Das Stipendium hilft aber natürlich auch meiner finanziellen Situation. Zum Beispiel gab es dieses Jahr genau zur richtigen Zeit ein Digitalpaket. Mein Laptop war

alt und nicht so funktionsfähig. Ich musste viel Software herunterladen und das klappte nicht immer. Da waren die 1.000 Euro aus dem Digitalpaket für die Anschaffung eines Laptops, einer Kamera oder eines Headsets sehr hilfreich. Auch wichtig ist für mich das Büchergeld, mit diesem habe ich schon viele Bücher und Studienmaterialien anschaffen können.

p&s: Helfen Ihnen auch die Kontakte zu anderen Stipendiatinnen und Stipendiaten?

Haya Alshahrour: Ja, sehr. Zum Glück gab es im letzten Jahr ein Präsenztreffen in Bonn im Rahmen des Workshops „Interkulturelle Kompetenzen“. Ich habe mich so gefreut, die anderen Stipendiatinnen und Stipendiaten kennenzulernen. In Präsenz ist es ganz anders als rein digital. Wir konnten uns zwischendurch auch mal privat unterhalten und tauschen uns bis heute noch aus. Vor allem auch mit Stipendiatinnen und Stipendiaten, die ich kennengelernt habe, die auch Medizintechnik studieren.

p&s: Darf ich Sie noch fragen, was Sie machen, wenn Sie nicht gerade studieren?

Haya Alshahrour: Bevor ich mit dem Studium beginnen konnte, musste ich zwei Semester warten. Ich habe bei der AWO und der Caritas als ehrenamtliche Dolmetscherin gearbeitet und Deutsch auf A1- und A2-Kursniveau für neu angekommene Flüchtlinge unterrichtet. Nun arbeite ich als Werksstudentin im Hochschulrechenzentrum für die Ingenieurwissenschaften und der Verwaltung der Jade Hochschule. Außerdem helfe ich meiner Mutter mit ihrem Imbisswagen.

Das Gespräch führte Charlotte Pardey.

»Man wird in gewisser Hinsicht geerdet...«

Ein *Welcome*-Mentor berichtet über seine Erfahrungen

Philanthropie & Stiftung: Sie sind seit 2019 Mentor im Welcome-Programm der Deutschen Universitätsstiftung. Was hat den Ausschlag gegeben, junge Menschen zu unterstützen?

Benjamin Risse: Für mich gab es zwei Gründe, warum ich mich für die Tätigkeit als Mentor entschieden habe. Zum einen bietet das Welcome-Programm die Möglichkeit, auch Studierende zu erreichen, welche, vielleicht aufgrund mangelnder Erfahrung mit den Spezifika deutscher Hochschulen, tendenziell weniger beratende Unterstützung in Anspruch nehmen. Insbesondere die zunehmende Bürokratisierung erfordert ein immenses Verständnis für landes- bzw. bundeslandspezifische akademische Strukturen und Abläufe, sodass die Alltagshürden für geflohene Studierende ungleich höher sind. Die Vermittlung zwischen Studierenden und Hochschullehrern seitens der Deutschen Universitätsstiftung halte ich aus diesem Grund für eine äußerst sinnvolle Initiative, nicht zuletzt, weil man als Hochschullehrer, im Unterschied zu studentischen Vereinigungen oder beratenden Ämtern, das universitäre System sprichwörtlich von beiden Seiten kennt. Mit anderen Worten kann man nicht nur vermitteln, was im Studium zu be-

achten ist, sondern auch erklären, warum viele Dinge an deutschen Hochschulen so sind wie sie sind. Diesen Kontext halte ich für äußerst wichtig, da ohne diesen häufig keine Chancengleichheit ermöglicht werden kann.

Der zweite und ausschlaggebende Grund für meine Unterstützung des Welcome Programms ist jedoch meine Betroffenheit über die Flüchtlingssituation allgemein. Und diese Betroffenheit ist mitnichten abstrakt: In der Hochschule interagieren wir täglich mit Studierenden aus Flüchtlingsgebieten, wir sind also buchstäblich im direkten Wortsinn betroffen. Die Kernmotivation für ein Engagement im Welcome Programm sollte meines Erachtens jedoch nicht Mitleid mit den Mentees sein. Vielmehr sehe ich meine Rolle eher als Vermittler zwischen dem System Universität auf der einen Seite und den Studierenden auf der anderen Seite. Die gemeinsame Basis zwischen Mentor und Mentee ist schließlich die Universität.

p&s: Welchen Eindruck haben Sie von Ihren Mentees? Welche Sorgen sind zu beobachten, aber auch welche Fähigkeiten und Talente beeindrucken Sie?

Benjamin Risse: Auffallend, aber auch erschütternd ist die Beobachtung, dass die durchlebten Schicksale deutliche Spuren hinterlassen haben. Natürlich führt dies mitunter zu emotionalen und berührenden Momenten in der Betreuungssituation. So sind zum Beispiel Sorgen über zurückgebliebene Verwandte ein häufiges Thema. Ich versuche so weit zu helfen, wie es mir meine Befähigung erlaubt, jedoch verstehe ich mich nicht primär als Seelsorger, sondern als professioneller Studienbegleiter. Dennoch kann ich mich nicht der Beobachtung entziehen, dass die geflüchteten Studierenden im Unterschied zu den hiesigen eine bemerkenswerte persönliche Reife ausstrahlen. Diese Souveränität ist zunächst natürlich beeindruckend, hinterlässt jedoch aufgrund der dahinterstehenden Biografie auch einen bitteren Beigeschmack.



Benjamin Risse, Junior professorship for practical computer science, Universität Münster, seit 2019 Mentor für das Welcome Stipendienprogramm der Deutschen Universitätsstiftung des Deutschen Hochschulverbandes

p&s: Wie hat Corona und damit verbunden die Schwierigkeiten, sich persönlich kennenzulernen, das Mentoring beeinflusst?

Benjamin Risse: Die Pandemie und die damit verbundenen Einschränkungen von Präsenzveranstaltungen hat das Mentoring vor eine große Herausforderung gestellt. Ich hatte das Glück, dass ich bereits eine sehr gut etablierte Basis mit den Mentees hatte. Wäre es von Nöten gewesen, diese Basis über digitale Treffen aufzubauen, wäre mir dies wesentlich schwerer gefallen – ich bezweifle sogar, dass dies ohne weiteres möglich gewesen wäre. So halte ich es zum Beispiel für erforderlich, stets eine „offene Tür“ für die Mentees zu haben, also im Fall von akuten Fragen oder Problemen spontan verfügbar zu sein. Digitale Treffen erfordern hingegen eine explizite Verabredung, welche zum Beispiel über E-Mails im Vorfeld organisiert werden müssen. Natürlich sind derartige Remote-Besprechungen theoretisch möglich, die Unmittelbarkeit, welche ein spontanes und persönliches Treffen jedoch mit sich bringt, lässt sich auf diesem Weg nicht ersetzen.

Auch bin ich davon überzeugt, dass direkte zwischenmenschliche Kontakte ein zentraler Bestandteil des akademischen Alltags sind. Jenseits der allorts gewünschten Kompetenzvermittlung, welche sich vielleicht noch über digitale Medien lehren lässt, beschränkt sich der universitäre Alltag von Studierenden ja nicht nur auf das Aneignen und Zusammenführen wissenschaftlicher Inhalte und Techniken. Vielmehr spielen Motivation und Inspiration eine große Rolle und diese können meines Erachtens wesentlich besser in personam vermittelt werden. Im Kontext des Mentorings gilt dies natürlich insbesondere: Neben der allgemeinen Vermittlung von Informationen können diverse Zusammenhänge teilweise wesentlich besser über kurze und situative Anekdoten geschildert werden und diese profitieren von einer direkten Gesprächskultur.

p&s: Worüber sprechen Sie mit Ihren Mentees hauptsächlich?

Benjamin Risse: Die Inhalte unserer Besprechungen haben sich über die Zeit verändert. Zunächst haben wir insbesondere über administrative Aspekte wie Fristen und die Arbeitsweise des Prüfungsamtes gesprochen. Über die Zeit kamen dann Themen wie die eigenverantwortliche Organisation des Studiums, aber auch offene Gespräche über konkrete Schwierigkeiten innerhalb diverser Veranstaltungen hinzu. So wurde zum Beispiel aufgrund eines Missverständnisses in einem Fall eine Abgabe nicht auf dem richtigen Weg eingereicht. Formal hätte dies zu einem Fehlver-

such geführt. Dank einer Aussprache und der Flexibilität des Kollegen konnte jedoch eine Lösung gefunden werden. Abhängig vom Stand der Ausbildung kommen dann auch Themen hinzu, welche weniger mit dem eigenen Studium, sondern vielmehr mit möglichen Stipendien und beruflichen Möglichkeiten zu tun haben.

Ein weiterer größerer Themenkomplex stellen die persönlichen Erfahrungen der Mentees dar. Damit meine ich sowohl Erfahrungen vor als auch nach dem Beginn des Studiums, da beide Aspekte den universitären Alltag der Studierenden beeinflussen. Konkrete Sorgen, welche häufig keinen direkten Bezug zum Studium haben, sind daher ebenfalls Bestandteil der Gespräche.

p&s: Wie schätzen Sie allgemein die Bedeutung des Mentorings für die Mentees ein?

Benjamin Risse: Die Bedeutung für die Mentees und auch die spezifische Hilfestellung schwankt sehr stark von Fall zu Fall und verändert sich über die Zeit. Jenseits einer Beratungsbasis, welches die allgemeine Systematik deutscher Hochschulen beinhaltet und für alle Mentees von Interesse ist, habe ich die besten Erfahrungen mit individuellen und bedarfsorientierten Beratungen gemacht. In welchem Umfang die Mentees diese

Beratung in Anspruch nehmen überlasse ich dabei den Studierenden. Ich bin jedoch davon überzeugt, dass der Blick hinter die Kulissen der Universitätswelt, welche ein Hochschullehrer im Rahmen der Gespräche mit den Studierenden gewähren kann, eine Bereicherung für die Mentees darstellt.

Es mag sich vielleicht nach einer Selbstverständlichkeit anhören, jedoch halte ich Wertschätzung und Empathie für die wichtigsten Zutaten eines gewinnbringenden Mentorings. So ist man es als Hochschulprofessor eigentlich gewohnt zu dozieren, im Rahmen des Mentorings ist eine unidirektionale Gesprächskultur jedoch nicht sonderlich zielführend. Erlauben Sie mir daher, Ihre Frage in umgekehrter Form zu stellen und die Bedeutung für die Mentoren zu betonen. So ist der direkte Kontakt zu den Geflüchteten auch eine sehr lehrreiche Erfahrung für die Hochschullehrer, da auf diesem Weg die ansonsten nur aus den Nachrichten bekannten Schicksale direkten Einzug in den Alltag halten. Gerade im Kontrast zu dem eher technisch-theoretischen Alltag unserer Arbeit ist die Bedeutung dieser Erfahrungen nicht zu unterschätzen; man wird in gewisser Hinsicht geerdet.

Die Fragen stellte Friederike Invernizzi.



Foto: mauritius-images

Begleitung und Unterstützung

Die DUS-Programme in Corona-Zeiten

Valérie Groß

Wenn uns Nachrichten wie die folgende erreichen

„Nach erfolgreichem Bestehen des 3. Staatsexamens am 07. Dezember 2021 konnte ich meinen Approbationsantrag als Apothekerin einreichen und Frau Bartsch mitteilen, dass ich das TANDEM-Programm als Alumna verlassen werde. Ich danke Ihnen für die Begleitung und Unterstützung während meiner Studienzeit.“

und

„Um gemeinsam mit Ihnen einen Blick zurück auf den Studienverlauf zu werfen: Zu Beginn des Studiums habe ich einige Zeit benötigt um mich zu orientieren. Als erste Studierende der Familie habe ich mich in den ersten beiden Semestern in die neuen Strukturen einfinden müssen. Hier waren insbesondere auch die Gespräche mit meinem Mentor des TANDEM-Stipendiums wertvoll. Durch relevante Literatur und den Blick auf meine Zukunftsperspektiven habe ich durch meinen Mentor viel Motivation vermittelt bekommen.“



©Tilil Eitel eyetill.com

Valérie Groß ist Rechtsanwältin und Geschäftsführerin der Deutschen Universitätsstiftung.

aber auch

„Ich danke Ihnen für die Förderung, die mir in den Studienjahren gewährt worden ist. Ich schätze die Möglichkeit sehr, mit Ihnen zusammen die Studienzeit Revue passieren zu lassen und bleibe gerne als Alumna mit Ihnen vernetzt.“

– dann fühlen wir uns in unserer Arbeit be- und gestärkt.

Das TANDEM-Programm der Deutschen Universitätsstiftung (DUS) unterstützt seit dem Jahr 2012 junge Menschen aus sogenannten „Nichtakademikerfamilien“, indem es den Weg für ein erfolgreiches Studium an einer Hochschule zu ebnen versucht. Gerade für Bildungsaufsteigerinnen und -aufsteiger ist dies häufig ein beschwerlicher Weg – Hilfe, Unterstützung und Begleitung verspricht das TANDEM-Programm.

Auch die unter dem Dach der Stipendienprogramme Welcome, hochform und Medicus versammelten Stipendiatinnen und Stipendiaten sahen sich im Jahr 2021 erneut besonderen Herausforderungen gegenüber. Die Corona-Pandemie und ihre vielfältigen Auswirkungen haben das Jahr geprägt.

Einmal mehr waren die Stipendiatinnen und Stipendiaten auf Online-Vorlesungen in ihren eigenen vier Wänden beschränkt. Soziale Kontakte konnten gar nicht erst geknüpft oder nur mühsam aufrechterhalten werden. Eine Wissensvermittlung über den Bildschirm, ohne direkte persönliche Ansprache und Austausch, ist für alle Seiten nicht einfach.

Andererseits sorgen die modernen Kommunikationsmittel dafür, dass diese Wissensvermittlung überhaupt erst möglich ist und nicht alles auf „Pause“ gestellt werden musste.

Das von der DUS gespannte Netz aus Mentorin und Mentor, Förderer und Stipendienmanagerinnen hat die Corona-



Foto: mauritius-images

Belastungsprobe bislang gut gemeistert. Wo immer es geht, versuchen wir, Kommunikation herzustellen und Hilfestellung anzubieten.

So wurde das Angebot der DUS im Verlauf des Jahres um die Möglichkeit erweitert, Sprachkurse zu absolvieren, um eine fehlende Sprachpraxis zu kompensieren. Dies ist ein direkter Ausfluss fehlender Kontakte in Zeiten der Pandemie, die unsere Stipendiatinnen und Stipendiaten aus den Programmen Welcome und hochform besonders trifft. Diese Programme richten sich an Studentinnen und Studenten mit Flüchtlingshintergrund, die in Deutschland ein Studium aufnehmen oder fortsetzen wollen. Das Studium hält bereits im „Normalbetrieb“ viele Herausforderungen für sie bereit, nicht zuletzt die zweite (Fach-)Sprache, die sie sich häufig für ihr Studium zusätzlich aneignen müssen.

Ein weiterer Baustein hin zu einer Stärkung unserer Stipendiaten auf dem Weg zu einem erfolgreichen Studienabschluss, sind die seit dem Sommer 2020 ins Leben gerufenen Einzelcoachings, die helfen sollen, eigene Stärken und

Schwächen zu erkennen und sie für den weiteren Lebensweg nutzbar zu machen. Die Coachings werden zunehmend nachgefragt.

Unter #lieblingsort, #lichtblick und #alumni veröffentlichen wir auf dem Instagram-Auftritt der DUS Beiträge und Fotos unserer Stipendiaten mit dem Ziel, unkomplizierte und niederschwellige Kontakte zu und unter den Stipendiatinnen und Stipendiaten herzustellen und zu erhalten. Die gleiche Stoßrichtung hat die in den Startlöchern befindliche DUS-App. Damit wollen wir auch versuchen, die stetig wachsende Gruppe der Alumni im Rahmen der DUS zu erreichen und an uns zu binden.

Aber nichts wiegt das persönliche Gespräch, die persönliche Begegnung auf. Umso mehr hoffen wir, dass im Verlauf des Jahres 2022 so etwas wie Normalität eintritt und Workshops, Coachings, Career Day, Smart Talks und Homecoming wieder in Präsenz stattfinden können. Es wird Zeit!

Fünf Fragen an...



Copyright: ZDF/Klaus Weddig

Gundula Gause

Journalistin und Nachrichtenmoderatorin im ZDF, dort vor allem seit 1993 im heute journal.

Schon während ihres Studiums der Politikwissenschaft, Geschichte und Publizistik an der Johannes Gutenberg-Universität in Mainz arbeitete sie für verschiedene Redaktionen und Sendungen. Neben ihrer Tätigkeit als Redakteurin und Moderatorin engagiert sich Gundula Gause vielfach ehrenamtlich.

So ist die Protestantin seit rund 20 Jahren als Schirmherrin für das katholische Hilfswerk missio aktiv, ebenso wie u.a. für den Menschenrechtspreis der Stadt Weimar. Auch die Genossenschaftliche Stiftung für Entwicklungszusammenarbeit GESTE des Baden-Württembergischen Genossenschaftsverbandes und die Stiftung der Johannes Gutenberg-Universität Mainz begleitet sie als Kuratoriumsmitglied. Langjährige Moderationskooperationen verbindet sie mit dem Deutschen Hochschulverband und dem Stifterverband.

Gundula Gause, 1965 in Berlin geboren, ist verheiratet und hat drei erwachsene Kinder.

Was empfinden Sie als Glück?

Familie – Freiheit – Zeit. Aber auch: Arbeit – erledigte to do's – Fürsorge für Andere. Summa summarum: das Eine gehört zum Anderen. Freiheit ohne Arbeit funktioniert für mich nicht. Familie ohne Fürsorge wäre ein Egotrip. Und endlos Zeit zu haben, ohne sich Aufgaben zu stellen, führt geradewegs in die Unzufriedenheit.

Wie gehen Sie mit Durststrecken um?

Das Ziel vor Augen und mit der Erkenntnis, dass auch der Weg das Ziel sein kann. Pragmatisch und realistisch mit den Dingen, die eh' nicht zu ändern sind, umzugehen und dabei in der Balance zu bleiben, ist mein Ansatz. Dazu ein flexibles Zeitmanagement und klare Prioritäten. Manches Problem kann sich schon durch einen Waldspaziergang in Wohlfallen auflösen.

Wann haben Sie Ihre besten Einfälle?

Mal allein am Schreibtisch, mal im Gespräch mit meinem Mann oder im Austausch mit KollegInnen oder Freunden. Mal unter Druck – mal in der Ruhe. Manchmal auch in schlaflosen Nächten.

Worüber ärgern Sie sich am meisten?

Vermeidbare Fehler, die sich auch noch wiederholen. Unreflektiertes Handeln und Zeitverschwendung. Und – über ein Zuviel von Allem. Überfrachtete Strukturen, Überforderung und Überorganisation. Ineffizienz und Ineffektivität.

Was würden Sie tun, wenn Sie mehr Zeit hätten?

Noch mehr lesen. Noch mehr Sport treiben – vielleicht mich mal wieder auf ein Pferd wagen – und noch mehr reisen. Nicht zuletzt: Familie und Freunde pflegen, noch mehr als ohnehin. Und: öfter mal wieder Klavier spielen. Über allem aber stünde: meine Ehrenämter mit noch mehr Engagement zu begleiten.

Stipendabel



„Unsere Stipendiatinnen und Stipendiaten sind hoch engagierte junge Menschen – und die Spitzenkräfte von morgen. Daher leisten Sie mit Ihrer Zustiftung oder Spende einen wichtigen Beitrag für die ganze Gesellschaft.“

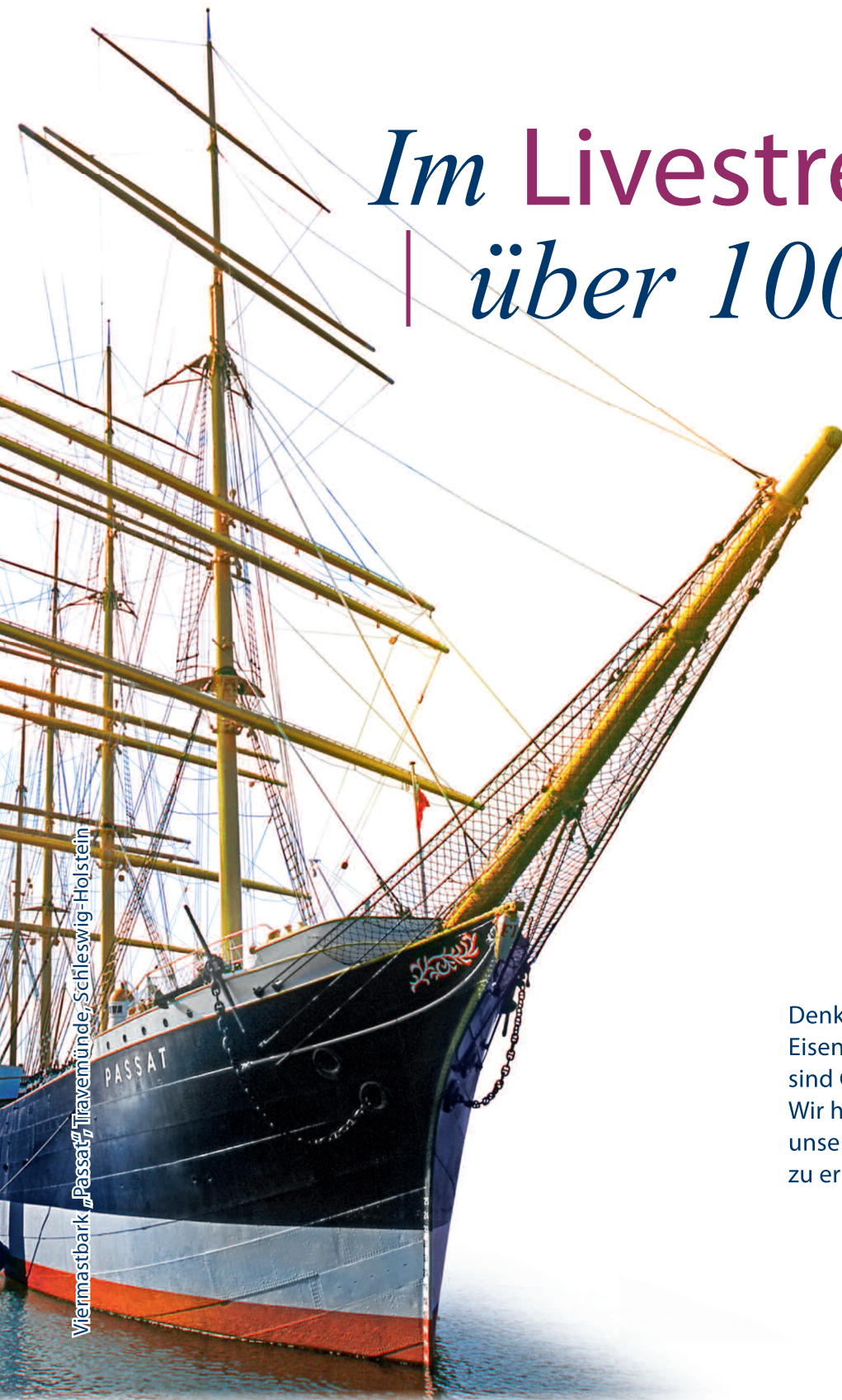
Alexandra Gräfin Lambsdorff, Alumna der Universität Bonn

Die Bonner Universitätsstiftung fördert die Universität auf vielfältige Weise. Wir vergeben **Preise** und **Stipendien**, unterstützen **Projekte** und engagieren uns in der **Forschungsförderung**. Nehmen auch Sie die Zukunft der Universität in die Hand – und helfen Sie uns, viel auf den Weg zu bringen! Weitere Informationen erhalten Sie unter:

www.stiftung.uni-bonn.de

Stiftungskonto: Sparkasse KölnBonn • IBAN: DE13 3705 0198 1902 6271 48

*Im Livestream seit
| über 100 Jahren.*



Viermastbarke „Passat“, Travemünde, Schleswig-Holstein

Denkmalgeschützte Schiffe,
Eisenbahnen oder Flugzeuge
sind Geschichte in Bewegung.
Wir helfen, diese Zeitzeugen
unserer Technikgeschichte
zu erhalten.

Lassen Sie uns gemeinsam
Denkmale erhalten!

Spendenkonto
IBAN: DE71 500 400 500 400 500 400
BIC: COBA DE FF XXX, Commerzbank AG

www.denkmalschutz.de



DEUTSCHE STIFTUNG
DENKMALSCHUTZ

Wir bauen auf Kultur.